

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1889

54 (24.2.1889)

Beilage zu Nr. 54 der Karlsruher Zeitung.

Sonntag, 24. Februar 1889.

Ferdinand Hirschhorn.

Seit der Bildung des Oberlandesgerichts hat der Tod schon bedeutende Lücken in dem Personalbestande dieses Gerichtshofes verursacht, und von neuem hat das Kollegium den Verlust eines Mitgliedes zu betauern, welches durch reiche Kenntnisse, nie ermüdenen Fleiß, inniger Hingabe an den Beruf, ebenso aber durch persönliche Vorzüge, durch wahre Kollegialität, durch Anspruchslosigkeit und Gediegenheit eine Zierde des Kollegiums bildete.

Am 19. d. M. starb nach mehr als halbjähriger schwerer Krankheit Herr Oberlandesgerichtsrath Ferdinand Hirschhorn im 68. Lebensjahre. Nach vorzüglicher Erziehung im Elternhause wendete sich der Verstorbenen dem Studium der Rechtswissenschaft zu, neben welchem er aber stets bemüht blieb, im allgemeinen Wissen, in der allgemeinen Bildung vorstrebend sich zu vervollkommen. Im Jahre 1851 zum Rechtspraktikanten ernannt, verbrachte er den Vorbereitungsdienst theils beim Oberamte Heidelberg, theils in der Sekretariatspraxis des Hofgerichts des Mittelrheinkreises in Bruchsal. Im Herbst 1854 zum Referendar ernannt, nahm er zunächst behufs weiterer Ausbildung in der französischen Rechtspraxis und Sprache einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris und fand hierauf als Amtsverwalter bezw. ständiger richterlicher Gehilfe Verwendung in Gernsbach, Bühl, Eberbach, Lahr und Achern, stets unter lebhafter Anerkennung seiner vorzüglichen dienstlichen und außerdienstlichen Eigenschaften. An letzterem Orte hatte er das Glück, die treffliche Frau kennen zu lernen, die ihn als Muster einer Hausfrau durch sein Leben begleitete und ihn dieses zu einem nie getrübbten Glücke gestaltete. Kurz nach der Verheirathung erfolgte die Ernennung zum Amtsrichter in Mosbach (Mai 1861). Bei Einführung der Gerichtsorganisation des Jahres 1864 wurde Herr Hirschhorn zum Kreisgerichtsreferendar beim Kreisgerichte Mosbach ernannt und bereits im folgenden Jahre zum Kreisgerichtsrathe befördert. In dieser Eigenschaft wurde er im Jahr 1867 zum Kreis- und Hofgericht Freiburg versetzt, und hier war es ihm in zwölfjähriger richterlicher Thätigkeit vergönnt, sich durch die Verdienste und Gediegenheit seines Wesens, durch alzeit bereitete Freundschaft und Menschlichkeit einen großen Kreis treuer Freunde und Verehrer zu schaffen, während er bei treuester Hingabe an den liebgehabten und hochgehaltenen Beruf das Eintreten in das öffentliche Leben und dessen Aufregungen beharrlich fernzuhalten wußte. Nur ungenügend und mit dem Bewußtsein, daß sein Scheiden eine nie erledigte Lücke schaffen werde, sah ihn dieser Freundeskreis ziehen, als er durch die Gnade Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs im Jahre 1879 als Rath in das Oberlandesgericht berufen wurde, dem er zuerst als Mitglied des II. Civilsenats und Strafsenats, später als Mitglied des II. Civilsenats in freudiger, nie ermüdenen Thätigkeit bis zu seiner letzten Krankheit seine vorzüglichen Kräfte widmete. Im Jahre 1881 wurden seine richterlichen Verdienste von dem Landesherren durch Verleihung der Ritterkreuzes 1. Klasse des Ordens vom Großherzoglichen Löwen ausgezeichnet. In dem gleichen Jahre trat eine ernsthafte Störung der Gesundheitsverhältnisse ein, welche die Freunde des Verlebten beforchtete. Allein Herr Hirschhorn erholte sich rasch und lebte auf's neue voll und ganz seinem Berufe, bis ihn im Sommer 1888 eine tödtliche Krankheit ergriff, der er nun nach schwerem, mit bewunderungswürdiger Geduld getragenen Leiden erlegen ist. Er durfte noch in der letzten Stunde seines Lebens klaren Geistes seiner treuen Gefährtin mit wärmstem Danke Lebewohl sagen, und dann farb er ruhig im Bewußtsein eines reinen, durch keinen Fleck getrübbten Lebens, in Frieden mit der Welt, in der er keinen Feind, in der er nur Freunde und Verehrer zurückließ.

Wöge dem wackeren Manne die Erde leicht sein!

Konferenzbericht.

k. Karlsruhe, 21. Febr. Dem am Mittwoch Abend stattgehabten Konzert des philharmonischen Vereins lag ein hochinteressantes Programm zu Grunde: Ränke für Chor und Orchester von Hermann Götz, Johanna d'Arc vor dem Scheiterhaufen von

Witz und des Heilands Kindheit, geistliche Trilogie für Soli, Chor und Orchester von H. Berlioz. Die herrlichen, aber der musikalischen Form widersprechenden Schiller'schen Verse über die Vergänglichkeith selbst dessen, was wir als schön und vollkommen bewundern, sind auch von Johannes Brahms zum Andenken an den ihm befreundeten Maler Anselm Feuerbach komponirt worden. Gegen das Götz'sche Werk hat die Brahm'sche Komposition wohl eine größere Tiefe und kunstvollere Gestaltung voraus, dagegen steht sie jenen an melodischem Reize, verständlicher Klarheit und daher an unmittelbarer Wirkung nach. Die Ränke von Götz ist ein von vornehmem Geiste durchwehtes, tief empfundenes Werk, das sich wie eine schmerzgefüllte und doch versöhnend ausklingende Todtenlage ausnimmt, die sich der hochbegabte Tondichter selber gelungen hat. Mit feinsten Nachempfindung sind die Hauptmomente der Dichtung erfäßt und in scharf kontrastirender Weise wiedergegeben. Den mit schneidender Herbitz erlösenden Anfangstakten gegenüber nimmt die Musik bei den Worten: „einmal nur erweichte die Liebe den Schattenherrscher!“ einen weichen, ruhigeren Charakter an; auf die mit erneuter Lebhaftigkeit angefüllte und zu leidenschaftlicher Schmerzgewalt anschwellende Klage ist es von wohlthuender Wirkung, wenn zum Schluß der Gesang mit edler Berklärtheit und trostvoller Süßigkeit darauf hinweist, daß auch ein Klageleid zu sein im Munde der Geliebten herrlich sei, denn „das Gemeine geht klanglos zum Dufte hinab“. Chor und Orchester wirkten mit rühmlicher Einmüthigkeit zusammen, das edle Werk in jedem einzelnen Momente sicher, ausdrucksvoll und mit charakteristischer Klangwirkung darzubieten. In dem Götz'schen Gesangs solo entfaltete Frau Reuß die ganze Klangfülle und Schönheit ihrer Stimme; dabei war ihr Vortrag von wirksamer dramatischer Feseltlichkeit. Das Gedicht von Dumas und die innig mit ihr verwobene Musik von Fr. Witz führen uns mit lebendiger Anschaulichkeit vor Augen, wie die Jungfrau von Orleans im Begriffe steht, den Scheiterhaufen zu besteigen, aber selbst hier noch ihrem unerschütterlichen Glauben an ihre hehre Mission in begeisterten Worten Ausdruck verleiht. Das dreistrophige Lied ist durchglüht von ekkstatischem Feuer, dabei von edler Einfachheit; die orchestrale Begleitung gibt durch ihr charakteristisches Kolorit dem Gesange eine interessante Beleuchtung und läßt durch manche tonmalerische Finessen gleichsam den hienischen Vorgang mit realistischer Deutlichkeit vor uns aufleben. Für die Aufführung der geistlichen Trilogie „des Heilands Kindheit“ von Berlioz sind wir dem philharmonischen Verein und seinem Dirigenten dankbar. Wer bei diesem Werke, weil es an den Namen Berlioz geknüpft ist, eine von Grund aus neue Gestaltung des Dramatoriums, etwa ein mit dem schärfsten Realismus, mit dem ausgefeiltesten Orchesterarrangement ausgeführtes geistliches Drama erwartet hatte, der mußte sich, je nach seinem Standpunkte, angenehm oder unangenehm enttäuscht fühlen. Berlioz nennt die fünfzehn Jahre vor seinem Tode vollendete geistliche Trilogie ein Dramatorium im alten Stil. Man darf wohl diese Bezeichnung nicht zu ernst nehmen, denn Berlioz besaß eine zu bestimmt ausgeprägte künstlerische Eigenart und ein zu stolzes, vollberechtigtes Selbstbewußtsein, um sich mit einer bloßen Nachahmung des „alten Stils“ zu begnügen und nicht auch diesen Werke den unverkennbaren Stempel seines eigensten Wesens aufzubringen. Das die geistliche Trilogie mit ähnlichen Werken alten Stils vor allem verknüpft, ist die Wiedergeburt geschlossener Formen und der rein musikalische, melodische und poetisch-stimmungs- volle Zug, durch welchen manche Nummern eine ungemein ansprechende Wirkung ausüben. Dazu rechnen wir u. a. die Szene an der Krippe: eine Art Schlummerlied voll Innigkeit und Zartheit, den melodischen einschmeichelnden Abschiedsgesang der Hirten, das reizvolle, interessant gefärbte Tonspiel der jungen Zsameliten, den edlen, von süßem Wohlklang erfüllten Friedenschor am Schluß des Werkes.

Im übrigen athmet die „geistliche Trilogie“ ächt Berlioz'schen Geist; stark ausgeprägt ist besonders die dem Tondichter eigene descriptiv Richtung. In charakteristischer Weise schildert die Musik im ersten Theile den Aufzug der Wägen. Von feinsten Eigenart ist namentlich auch die Unterredung des Herodes mit

den Schriftgelehrten, wobei die düstere Schwermuth, die angstvolle Sorge, wie die leidenschaftliche Verfolgungswuth des Herodes zu lebensvollem Ausdruck gelangt. Einen wohlthuenden Gegensatz hierzu bildet die bereits erwähnte poetische Szene an der Krippe mit dem gleichsam aus himmlischen Sphären herabfliegenden Engelsgesang. In lebendiger Weise schildert die erste Szene im dritten Theile das ängstliche Umherirren von Josef und Maria in der Stadt Caes, das Klopfen an verschiedene Thüren, das schmerzliche Flehen um Einlaß, bis endlich ein mitleidiger Hausvater das fromme Paar bei sich aufnimmt. Weit ausgeführte Chöre, großartig entwickelte Fugensätze geben der Berlioz'schen Schöpfung ab: sie zerfällt in eine Reihe kleiner Tongemälde von theils düster-leidenschaftlichem, theils idyllisch-poetischem Charakter. Die Aufführung des Werkes verdient, was insbesondere Chor und Orchester anbetrifft, hohe Anerkennung. Der Chor sang mit rühmlicher Sicherheit und ausdrucks- voller Schattirung, von großer Schönheit war die Klangwirkung in dem Abschiedsgesange der Hirten und in dem Friedenschor. Von den Solisten machten sich vor allem Frau Reuß und Herr Rosen berg in vortheilhafter Weise bemerkbar. Bei dem Gesange des Herrn Reuß traten die von uns mehrfach erwähnten gesangstechnischen Mängel zwar nicht weniger stark, als in der Oper, zu Tage; im übrigen sang der Künstler jedoch mit warmem Ausdruck. Herr Behrle erfreute durch klugkräftigen und verständnißvollen Gesang, doch wäre für solchen Aufgabe wohl eine größere Veredelung von Ton und Wort vorzuziehen.

Literatur.

Das Februarheft der „Deutschen Rundschau“ zeichnet sich wiederum durch einen ebenso werthvollen wie abwechslungsreichen Inhalt aus. Der Roman von Ostro Schubin: „Boris Lenstky“, dessen effektvollen Hintergrund diesmal Paris bildet, fesselt in höchstem Grade durch seine spannende Handlung und die Fülle der scharf gezeichneten Figuren. Heinrich Brugs führt uns in das Alterthum und schildert uns die „Aeltesten Geldwerthe“, damit ein Thema berührend, welches bisher außerst selten behandelt worden ist. Major Otto Wachs lenkt in seinem Artikel „Der Kampf um's Mittelmeer“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf Biserta. Der Ort liegt auf welthistorischem, blutgetränktem Boden und scheint die Erbschaft von seinen Vorgängern, Karthago und Tunis, antreten zu wollen. Ein Kapitel aus der brandenburgisch-preussischen Rechtsgeschichte entrollt Alfred v. d. Leven vor uns in seinem Essay „Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs“. Ueber den „deutschen Unterricht auf Gymnasien“ verbreitet sich Hermann Grimm. Weiter finden wir Beiträge von A. Lammer: „Handarbeit für Knaben“, Gottl. Weisstein: „Goethe über die Erziehung von Schillers Sohn“ (mit einem ungedruckten Briefe Goethe's), Th. Krause „Aus dem Ver- einer Musikleben“, sowie die „Politische Rundschau“ und ein umfangreiche „Literarische Rundschau“ nebst „Literarischen Notizen“.

In dem kürzlich ausgegebenen 12. Stück der „Bayreuther Blätter“ des 12. Jahrgangs, 1889, findet sich die erste Veröffentlichung eines bisher unbekanntem Entwurfs zu einer historischen Operndichtung „Die Sarazenen“ von Richard Wagner. Die Dichtung stammt aus den Jahren 1841-43 und verdankt ihre Entstehung der genialen Leistung der Schroeder-Devrient als „Senta“. Später gab Wagner jedoch den Plan auf, ein Kunstwerk für eine einzelne Künstlerpersönlichkeit zu schaffen, sondern dichtete den „Tannhäuser“, mit welchem die Reihe der Werke beginnt, denen die Welt neue Künstlergenerationen verdankt. Es ist sehr erfreulich, daß die „Bayreuther Blätter“ diesen höchst interessanten Entwurf veröffentlicht haben. Das betreffende Stück ist auch einzeln (à 70 Pf.) zu haben und entweder durch jede Buchhandlung oder durch den hiesigen Zweigverein des allgemeinen Richard-Wagner-Vereins zu beziehen.

Nach Bekanntmachung des Reichskanzlers ist die im Reichsamt des Innern als Anhang zum internationalen Signallbuch heraus- gegebene „Antliche Liste der Schiffe der deutschen Kriegs-

Nachdruck verboten.

Die Tochter Rübezahls.

Roman von Rudolf von Gottschall.

(Fortsetzung.)

Er konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er zu Tisch gerufen wurde; ihm wurde der Platz zwischen den beiden Damen angewiesen; der Alte sah ihm gegenüber; auch vier Gutsverwalter von den Schlossherrn in der Ebene waren zu Tisch gezogen worden. Sie ergingen sich in bitteren Anklagen der französischen Gewaltherrschaft; doch der Schlossherr selbst mahnte zur Ruhe und klangte nur den Krieg an, der das alles in seinem Gefolge habe. Schlimme Zeiten . . . schlimme Menschen!

Nach dem Essen zog sich der Alte in seine Gemächer zurück, wo er die Berichte seiner Beamten entgegennahm. Hugo machte mit Margot und Heloise einen Spaziergang in den Wald. Er hatte den alten französischen Weinen aus Rübezahls Keller tapfer zugesprochen, war bei guter Laune, erregt und muthig, und das neben ihm einhererschreitende schöne Mädchen erschien ihm so glücklich und glückbringend, daß er sich wie von unwiderstehlicher Leidenschaft zu ihr hingezogen fühlte.

Margot fürte so wenig wie möglich; sie blieb weit hinter den Vorausstreichenden zurück; obsond keine schwärmerische Freundin der Frühlingsschöne, streifte sie doch über die grünen Waldbänke, um hier und dort Schneeglöckchen und Windröschen zu pflücken, und sie schenkte eifrig damit beschäftigt, diese Blumen zu einem geschmackvollen Straußchen zu ordnen.

Heloise und Hugo hatten einen freien Aussichtspunkt erreicht. So weit die Blicke reichten bis zu den Waldhügeln, welche die Aussicht abschloffen, gehörte alles zum Besitz Rübezahls. Heloise deutete auf ein fernes Schloß, das weißlich aus dunklen Fichten und Tannen hervorleuchtete; dort hatte sie schöne Tage verlebt, wenn es ihrem Vater einmal gefallen, seinen Hof in der Felsen- schluft mit einem sonnigeren Aufenthalt zu vertauschen.

Hugo's Phantasie entzündete sich an der Weite und Größe dieses Besitztums. Wie viele Thäler und Höhen, Wälder und Flüsse hatte die liebliche Fee neben ihm mit ihrer garten Hand zu vergeben! Die Schleppe ihres Hochzeitskleides reichte gleichsam meilenweit über die Lande.

Margot's erhabener Zeigefinger war im Gebüsch verschwunden; er konnte den jungen Freiwerber nicht zurückhalten von vorzeitigem stürmischer Bewerbung. Alles schien dazu einzuladen, der Sonnenschein, der weit hinaus über den Fluren und Bergen lag, der sanfte Hauch, der mit dem ersten garten Laub der Birken spielte, das Lied der Vögel im Strauchwerk, und vor allem das königliche Mädchen, das von dem hohen Felsballon hinabsah, wie eine Fürstin auf die unterthänigen Lande.

„Darf ich Ihnen ein Geländnis machen, schönes Fräulein?“ begann Hugo plötzlich, und der heiße Athem der Leidenschaft hauchte aus allen seinen Worten.

Heloise blühte erkaunt auf den Weggengossen, der bisher in gleichgültigem Gespräch neben ihr hergegangen. „Das Leben hat seine Festtage“, versetzte Hugo, „und sie lösen uns die Jung. Ein solcher Tag ist der heutige für mich; das Leben erscheint mir verklärt von hellem Glanz . . . und das alles wirkt der Zauber Ihrer Nähe!“

Hugo verstand es, geläufig und mit Wärme zu sprechen. Heloise trat indes bekümmert von ihm zurück; aus dem Ton seiner Rede, aus seinen Blicken fühlte sie heraus, daß es sich um ein Geländnis leidenschaftlicher Neigung handelte.

„Und soll ich sagen, diesen Zauber an mein Leben zu bannen, daß er es dauernd verklärt? Kann ich ein anderes Gefühl, einen anderen Wunsch hegen? Ich liebe Sie, Heloise . . . ich muß das entscheidende Wort sprechen . . . wollen Sie die Meinige werden?“ Hugo hatte eine längere Anrede vorbereitet, doch er fürchtete, sich zu verwirren, als er bemerkte, daß Heloise ihm kein glänzendes Dhr lieb; darum ging er rasch auf sein Ziel los mit einem gewissen Todesmuth und warb ohne Umschweife um ihre Hand.

Heloise war betroffen. „Sie überraschen mich, Herr von Strahlheim,“ sagte sie, „ich muß mich fassen.“

„Wenn Sie Ihr Herz erst befragen wollen, wenn mein Wort zu früh kommt für Ihr Empfinden, das noch nicht Rede zu stehen vermag, so gönne ich Ihnen gern Frist für Ihre Entscheidung; wenn Sie mir inzwischen vergönnen, um Ihre Suitt zu werden mit der ganzen Ausdauer meiner glühenden Leidenschaft.“

Heloise stand mit niebergeschlagenen Augen; sie streifte die garten Blätter eines Birkenzweiges ab, der sich zu ihr herniederneigte.

Ihre Herzengüte flüßerte ihr zu, jene Frist zu gewähren und dem Bewerber nicht vom Hause aus jede Hoffnung zu verschließen; doch dagegen erhob sich die Stimme des Gewissens: warum sollte sie trügliche Hoffnungen nähren, sich mehr oder weniger zur Heuchelei verziehen, durch schweigende Duldung den Bewerber er- muthigen, den sie doch nie würde lieben können? Das stand bei ihr fest: Hugo war ihr nicht nur fremd; sein ganzes Wesen hatte etwas feindseliges, fast widerwärtiges für sie; daran konnte die Zeit nichts ändern. So gab sie der Wahrheit ihres innersten Gefühls die volle Ehre, indem sie mit festen, bestimmten Worten sprach:

„Mich ehrt Ihr Antrag, Herr von Strahlheim, und mich schmerzt es in der That, daß ich un dankbar sein muß gegenüber so gültigem Entgegenkommen; doch das Herz ist ein eigenartiges Ding. Liebe hört weder auf Wunsch noch Befehl; sie geht ihre eigenen Wege, und wo sie nicht spricht von Anfang, da wird keine Zeit ihr Worte geben. Weßhalb soll ich eine Entscheidung hinauschieben, die mir klar vor der Seele steht?“

Hugo machte eine abwehrende Bewegung. „Keine Uebereilung, mein Fräulein! Sie haben Recht; das Herz ist ein eigenartiges Ding; deshalb eben hat es seine Launen. Das Morgen gleich selten dem Heute; warum über die Zukunft entscheiden nach der Stimmung des Augenblicks?“

„Unsere Naturen, Herr von Strahlheim, sind allzu verschieden und sie ergänzen sich nicht. Freundschaft und Achtung können Brücken bauen über solche Klüft, aber die Liebe kann es nicht. Kennen Sie's eine süße Thorheit . . . aber sie gebietet unwider- sprechlich über uns. Ich kann ihnen weder mein Wort geben, noch Hoffnung für die Zukunft.“

„Weil Sie einen Anderen lieben“, versetzte Hugo in leidenschaftlicher Erregung.

„Und wenn es wäre . . . bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig? Doch wir wollen uns nicht in feindseliger Gesinnung trennen; so wenig Liebe gewährt ja das Leben, daß man dankbar sein muß, unendlich dankbar, wenn sie uns entgegengedrückt wird. Und diesen Dank schul' ich Ihnen.“

Sie streckte bei diesen Worten dem Bewerber ihre Hand entgegen, in welche Hugo indeß nur mit kühler Zurückhaltung die seine legte. (Fortsetzung folgt.)

